Let ter Hype 3

oktober/november zweitausendsieben

akw! - Zukunft oder Auskunft?
Ein kleiner Lehrpfad durch das autonome Zentrum
Wir sprühen die Revolution an die Wand
Der Sprayer, oder: warum Kunst nichts taugt und was „öffentlich“ bedeutet
Zur fortschreitenden (R)egalisierung der Kultur
Der Mediamarkt füllt seine Regale mit Kultur und Würzburg ist erfreut

Inhalt

Intro 3

AKW! verlängert Laufzeit 4

Angst vor dem akw!? 6

Antideutsch für Deppen 6

Hören und Schmecken 8

Das ist kein Gedicht! 10

Staatsfeind Nummer 1 12

Zu einer Kritik des „Scheiße“ 14

Letzter Hype Spezial: Ausgehtipps für Erstsemester 15

Die Bienen, eine Rezeption. 20

Zur fortschreitenden (R)egalisierung der Kultur 21

Unterfrankens hässlichste Orte. Diesmal: Frammersbach 2

Die kommenden Revolten und ihre Bedingungen 23

Vermischtes 26

Der Keil spielt: „Die Bienen“ 28

Dosenbier und „Pogo Heil“ 29

Horoskop und Sudoku 32

Impressum
verantwortlich nach dem bayerischen pressegesetz:
jörg finkenberger, rainer bakonyi, c/o infoladen, frankfurter strasse 87, würzburg
layout/fotos: smokingrabbit@gmx.net

Der letzte Hype Oktober/November -
jung und gewalttätig

ZuckerkickleserInnen, willkommen beim Letzten Hype! Nachdem sich bereits 24 LeserInnen des Zuckerkicks dazu bekannten, das Mode- und Lifestylemagazin beiseite gelegt zu haben um stattdessen jetzt den letzten Hype zu lesen, kann man erwarten, dass die Zahl bis zur nächsten Ausgabe die 100 überschreitet. Gute Nachrichten gibt es auch von unserem kleinen Punkrätsel aus dem letzten Heft. Daniel P. aus W. löste es auf, darf sich über ein lebenslanges Abo des Hype freuen und schrieb dazu:
„aloha….die “nie wieder deutschland” lp ist von annoyed […] von einer würzburger combo aus den 80ern. hab sie vor ein paar jahren leider verscherbelt, punkrockgott i. sollte allerdings noch ein exemplar sein eigen nennen! cheerio dope“
Noch ein weiteres Rätsel gilt es aufzuklären. Da uns in letzter Zeit einige LeserInnen fragten, warum wir nun Letzter Hype und nicht mehr Letzter Hieb heißen, möchten wir durch folgende Flugschrift eines abtrünnigen Redaktionsflügels Licht ins Dunkel bringen. Und bitte:

„*Jetzt heißt dieses Schmutzblatt also endgütig Letzter Hype statt letzter Hieb. Nachdem sich die Redaktion nach monatelangen und zermürbenden Debatten über den Sinn und Unsinn von Kümmel in Schwarzbrot in zwei Fraktionen gespalten hat, ist dies die letzte Nachricht der alten Redaktion des Letzten Hiebs, die sich von der Linie des neuen Letzten Hypes, vor allem von den Fett- und Blutflecken und dem schrecklichen Modeteil, distanziert. Teile der alten Redaktion werden sich von nun an in den Untergrund begeben, um bald aus den Tiefen der würzburger Kanalisation zurückzuschlagen.*
Der letzte Hieb ML/AO, aus dem Untergrund“

Die Redaktion des Letzten Hype distanziert sich hiermit selbstverständlich von allen Aktionen, die Der Letzte Hieb ML/AO durchführen wird.
Weiter im Text und zur Oktober/November-Ausgabe: Als extra riecht diesmal die Seite 16 nach Erdbeeren und auf Seite 18 stehen verschlüsselte Botschaften in Geheimschrift. Im Kulturteil schaute sich unser Chefredakteur unter erheblichem Drogeneinfluss das Theaterstück „Die Bienen“ an und schwebte davon. Wir beschäftigen uns mit der neuen Entwicklung des AKW!, mit Graffiti, der Kulturindustrie und und und. HapaHapa gibt es bei Rainer Bakonyi, der ausnahmsweise mal die toten Tiere weglässt und dadurch die VegetarierInnen der Redaktion milde stimmte, um eine erneute Spaltung zu vermeiden. Hunter S. Heumann, der nach eigener Aussage nur Spaß hat, wenn andere Leute Schmerzen haben, lässt seinem Wahnsinn freien Lauf und die letzte Seite gehört wieder den RätselfüchsInnen. Die Ausgabe kommt zwar mit neuem Design, aber der altbekannten Mischung aus angewiderter Ablehnung und dahin gerotzter Beleidigungen daher.
In diesem Sinne: Wir haben kaum begonnen, Ihnen verständlich zu machen, dass wir dieses Spiel nicht spielen wollen!

für immer euer Letzter Hype

letzterhieb@gmx.de
letzterhieb.blogsport.de

AKW! verlängert Laufzeit

Die finanzielle Misere des Autonomen Kulturzentrums zwang Verein und Vorstand ab September zu einem drastischen Schritt: Alle UnterstützerInnen wurden dazu aufgerufen, unbezahlt im AKW! zu arbeiten, um es überhaupt am Leben zu halten. Durch die Umstellung auf ehrenamtliche Arbeit will das AKW! dabei erhebliche Kosten einsparen. Ein Kommentar über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Kulturzentrums.

Irgendwann am Anfang dieses Jahrtausends muss es passiert sein. Irgendwann, wegen zu hohen Bierpreisen, schlechten Konzerten oder einer Vorstandschaft, die das AKW! bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte, entfremdete sich ein Großteil der Leute, die man „Szene“ schimpft, vom Autonomen Kulturzentrum. Aus rationalen Gründen. Denn die Professionalisierung und Entpolitisierung, die dem AKW! nutzen sollte, musste zwangsläufig Magenschmerzen bei allen Leuten hervorrufen, die ihm nahe standen.1

Im Jahre 2007 gehört es zum guten Ton innerhalb gewisser Musik-Szenen, über das AKW! zu motzen. Die Menschen, mit denen man damals ein Problem hatte, sind längst nicht mehr im Kulturzentrum aktiv, die Rechnungen sind beglichen. Das ungute Gefühl aber blieb. Jedes Konzert im AKW! wird detailiert auf seine Political Correctness abgeklopft, und im Falle eines Treffers schreit man aus voller Kehle: „Und ihr wollt autonom sein?“. Würde man in den übrigen Szeneläden ähnlich sensibel mit Bookings umgehen, wäre die Sache kein Problem. Als AKW!-Vereinsmitglied weiß ich, dass jene Kritik nur selten an Verantwortliche herangetragen wird. Sie ist eben nur Szenegebrabbel. Dabei haben beinahe alle Menschen, die damals das Kulturzentrum zum rudi‘esquen2 Vergnügungstempel umstrukturieren wollten, das AKW! verlassen. Die Ablehnung des Kulturzentrums wurde im Laufe der Jahre zum gruppenidentitären Gehabe, wurde zum selbstbestätigenden Element, mit dem sich die „Szene“ formiert. Durch die Distanzierung vom AKW! näherte man sich anderen, z.T. städtischen Jugendzentren3 an, ohne zu merken, dass man dadurch auch nur ein Teil ganz gewöhnlicher würzburger Kultur werden könnte. So werden die SzenepolizistInnen von heute zu Kulturbeauftragten und zur Kulturelite von morgen. Dabei wäre gerade jetzt der Weg für einen vorurteilsfreien Blick auf das Autonome Kulturzentrum frei. Im Moment hat es die Eigeninitiative nötig, die eine „Szene“ bieten könnte.

Dieser Artikel soll jedoch keine Werbeschlacht für das AKW! sein. Ein Blick in die nähere Vergangenheit verrät viel über die Verkrustung der Institution AKW!, viel über die ekelhafte Normalität, die sich über die Jahre eingeschlichen hat. Als im Herbst 2006 ein neuer Vorstand gewählt wurde, witterten viele IdealistInnen Morgenluft. Als auch dem neuen Vorstand die prekäre Lage des Kulturzentrums bewusst wurde, machte man die finanziellen Umstände publik. FreundInnen des AKW! wurden unter anderem zu einem Soli-Konzert mobilisiert, bei dem viel Geld eingenommen wurde. Nur war die Freundschaft von einseitiger Natur. Nach dem Soli-Konzert ließen die Offiziellen wenig von sich verlauten. Kaum ein Mucks über den Zustand des Patienten. Dieser hat offensichtlich seine Stimme verloren und so war nur ein Flüstern zu vernehmen. Keine aktuellen Infos auf der Homepage. Keine Flugblätter mehr.

---

1 Ein skurriler Höhepunkt jener Normalisierungsversuche stellte wohl die Suche nach MitarbeiterInnen bei WueWoWas dar.

2 Verstehen sie dieses Wort?

3 Was nicht bedeutet, dass hier das Cairo oder sein Programm diskreditiert werden sollen. Es ist und bleibt jedoch ein städtisches Jugendzentrum, und kein unabhängiges Kulturzentrum.

Und schon gar kein AKW!- Infoheft. Funkstille. Es gehört zu den schlechten Angewohnheiten des AKW!, dass keine Informationspolitik betrieben wird, und man sich deshalb aus 7 Ecken und von 18 Leuten monatlich anhören muss, dass das AKW! bald schließe oder gar schon geschlossen habe.
Und so wurde es 2007, und aus frischem Wind wurde fauliger Gestank. Das Programm, mit wenigen Ausnahmen wie der Donnerstagsbühne und ein paar Polit-Veranstaltungen, reproduzierte die gleiche Leiher wie die Jahre zuvor. Jedes noch so gute Argument für eine Erneuerung der Struktur prallte auf eine Mauer aus Realpolitik und Resignation. Die finanzielle Lage machte vieles schwieriger. Auch der Letzte Hieb ist ein Produkt aus jener Zeit: Eine Initiative zur Wiedereinführung des AKW!-Infohefts, dessen Realisierung u.a. an den lieben Finanzen scheiterte, wurde zur Redaktion des Letzten Hiebs. Back to topic: Im Frühjahr traten ¾ des Vorstandes zurück, und der 1. Vorstand Tobias Mosch stand alleine mit einem Laden da, der schlecht läuft, nicht weiß, was er sein will und fast pleite ist. Als Tobi im August bei der Vereinsversammlung vorschlug, dass ab jetzt nur noch ehrenamtlich gearbeitet werden solle, hielt ich dies für eine Schnapsidee. Wer sollte ohne Geld für einen Schuppen arbeiten, der zumeist nichts anderes darstellt als eine gewöhnliche Disko?
Ich habe mich geirrt. Mittlerweile haben sich über 70 Leute gemeldet, die ohne Bezahlung im AKW! arbeiten möchten, und die meisten von ihnen gehören nicht zum alten Mitarbeiterstamm.4 Die jahrelange Anbiederung an den Mainstream konnte das Fundament des Kulturzentrums anscheinend nicht zersetzen: die IdealistInnen, die für „die Sache“ arbeiten. Genau diese „Sache“ gilt es in den nächsten Wochen und Monaten zu wieder zu definieren, will man das AKW! weiter betreiben. 70 Menschen sind sicher nicht bereit, eine gewöhnliche Diskothek ohne Lohn an Leben zu halten. Die ehrenamtliche Arbeit birgt die Chance, dass das AKW! ein Stück von seinem Profil zurück gewinnt. Jedoch steht viel Arbeit an: Alte Diskokonzepte müssen über Bord geworfen werden, um den neuen Ideen der MitarbeiterInnen Platz zu machen. Die Fixierung auf reinen Diskobetrieb müsste dahingehend umstrukturiert werden, dass ein Rahmen für Kultur geboten wird.
Und das Monstrum der AKW!-Struktur muss enthierarchisiert werden, damit das Kulturzentrum wieder von seinen UnterstützerInnen getragen wird, und nicht von 4 Vorständen. Nur so kann die Mitarbeiterschaft auf Dauer das AKW! (er)tragen. Das größte Manko besteht für mich immer noch darin, dass es keinen Raum und kein Organ etc. gibt, in dem eine fruchtbare Diskussion stattfinden kann.
In diesem Herbst besteht die Möglichkeit, die „Verwaltung des Nichts5“ durch die freiwillige Arbeit zu beenden. Dabei ist das Kulturzentrum auf den Elan neuer Leute angewiesen. Nie waren dabei die Bedingungen (und die Kosten, nämlich fast null) für Veranstaltungen in der Kneipe so günstig. Das Kulturzentrum hat 25 Jahre auf dem Buckel, doch die MitarbeiterInnen waren wohl noch nie so „frisch“ und schon lange nicht mehr so idealistisch wie heute. Der Weg ist frei, reaktionäre Deppen verschwunden, und man muss nach vorne blicken. Einfach aus dem Grund, weil dem AKW! nichts mehr anderes übrig bleibt, als in die Offensive zu gehen.

von Benjamin Böhm

4 Leider konnte man auf der Internetseite des AKW! bis zum Redaktionsschluss nichts zur aktuellen Situation des Kulturzentrums lesen, was typisch für die grottenschlechte Aktualität der Homepage ist

5 Danke, vielen Dank an Wolf Otto für das Zitat

Angst vor dem akw!?

Man muss kein Philosoph sein, um verstehen zu können, dass das akw! ein Problem hat. Manche sagen es tue sich eine neue Perspektive auf. Doch daran kann man berechtigten Zweifel hegen. Wie es zum Beispiel der liebe Björn von der Mainpost getan hat. Wollen wir es mal so fassen: Das akw! wird von einem lose zusammengewürfelten Haufen Menschen

Die wunderliche Bedienung im akw will nicht mal Geld

betrieben. Einigen mangelt es an Ahnung, den anderen an Lust. Die Kombination aus beiden ist auch möglich. Und trotzdem stellen sich auf einmal eine Hand voll Dutzend Menschen hin um der vagen Möglichkeit, dass es das akw! auch in Zukunft geben wird, zur Wirklichkeit zu verhelfen. Vielleicht erwächst ja aus dieser neuen Situation der Wille und eine Vorstellung für und von einem neuen akw!

von dem Fliegenpilz, der sprechen kann

Antideutsch für Deppen
Antifas in der Identitätskrise

Antideutsch ist pop. Die Beliebtheit antideutscher Kritik- oder besser gesagt ihrer verstümmelten Variante- bewirkte, dass sich selbst im hintersten bayerischen Kuhdorf jugendliche Antifas von ihrer deutschen Gesinnungsgemeinschaft distanzieren, um kurz darauf eine neue ins Leben zu rufen. Es sind deutsche Jugendliche mitten in ihrer pubertären Identitätskrise. Willkommen im Kosmos der Bauchantideutschen!

Sogar der Bayern2 „Zündfunk“ hat in einem Beitrag über ein antifaschistisches Camp in Wolfratshausen erkannt, dass viele Antifa-Gruppen absolut nichts zu Politik, dafür umso mehr zu identitärem Geschwubel, zu sagen haben. So ging es im Radiobeitrag weniger um linksradikale Standpunkte, als um Modefetisch und Stylism. Eine jugendliche Antifaschistin aus Regensburg kam in einem Interview zu Wort. Sie sei nicht zum Camp gefahren. Aus Modegründen. Die anderen Antifas seien einfach zu traditionell-links. Sie habe auch eine neue Antifa-Gruppe gegründet. Mitunter aus Stylegründen. Sie höre eben eher Pop als Punk und Hardcore.

Es gibt nichts daran auszusetzen, dass die ausgetretenen Pfade der Brecht-Liederabende und der linken Symbolik kritisiert werden. Die Pop-Antifa kommt aber über Pubertäts-Gepöbel nicht hinaus. Auf ihrer Suche nach übergreifenden Prinzipien und einer kollektiven Ordnung greifen sich die Kids das heraus, was sie aus der Bahamas verstanden haben wollen und errichten sich daraus ihre eigene kuschelig-flauschige Identität. Aus einer Absage an die staatstragende Linke wird so ein

bürgerlicher Fetisch. Die Tatsache, dass man in manchen bayerischen Großstädten Nazis mit der Lupe suchen muss, verursachte leider nicht, dass der eigene linksradikale Standpunkt konkretisiert wurde. Stattdessen lässt man die Politik beiseite und widmet sich einer neuen Beschäftigungstherapie: Der Stylefrage. „Was zu Teufel ziehe ich zur Demo an? Meine weißen Chucks oder die lila Vans?“

Je mehr man ins Detail geht, desto dumpfer wird das Tun der jungen Bewegungsantideutschen. Auf der Suche nach neuen FreundInnen im Hause Israel legen manche ihren deutschen Vornamen ab- und schon wird aus Arnold ein Ariel. Kommt mir bei solchen Namensumbenennungen ein Schmunzeln über die Lippen, hört spätestens dann der Spaß auf, wenn die einfachen Weltbilder rassistische Züge annehmen. Ein bayerischer Antifa boykottiert alle Dönerbuden- er wolle nämlich den Djihad nicht unterstützen. Die GenossInnen aus seiner Antifa-Gruppe können damit leben. Genau das ist das Niveau, auf dem sich viele Antifas im Jahre 2007 befinden. Bei aller verbaler wie modischer Abgrenzung gegen die so genannten „Gefühlslinken“ stellen sie die Plumpheit auf der gegenüberliegenden Seite dar: sie sind Bauchantideutsch“.

Es war anscheinend noch nie so einfach wie heute, linke SpießerInnen auf die Palme zu bringen: Kauf dir nen Döner, leg’ ein bisschen Punk ein und trag’ nen Iro. Da ein Großteil der Bauchantideutschen noch unter zwanzig Jahren ist, kann man eigentlich nur hoffen, dass sie vielleicht noch vernünftig werden.

von Benjamin Böhm

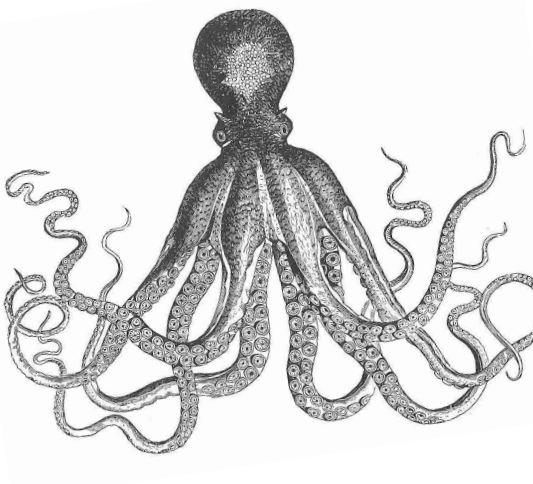
nichts ist wichtiger als der letzte H.Y.P.E.

Wir können auch Alkohol trinken, ohne lustig zu sein! Dazu wird es Musik geben, in der sich, würde man sie rückwärts laufen lassen, geheime Botschaften verstecken.

„Darum wachet! Denn ihr wisset nicht den Tag noch die Stunde!“ So steht es geschrieben bei Matthäus 25, 13, und was über das Weltende geschrieben steht, gilt auch für die

PARTY DES LETZTEN HYPE.

Achtet auf die Ankündigung! Dort werdet Ihr erfahren: Die Party findet am 16.11.2007 in der akw! Kneipe statt.
Und Ihr werdet noch mehr erfahren!



Hören & Schmecken

Die Seite für moderne Kultur-Heute schauen wir sehr fern.

Soso meine Lieben. Das hier ist die dem Benjamin Böhm seit langem versprochene „fegedarische Gochgollumne“. Tja. Kein Fleisch, nicht einmal Knochen. Schon gar nicht: „Schweinebraten!?“ Und auch kein Fisch (der wäre dann wohl als nächstes an

der Reihe…); Butter und Joghurt aber doch, die Damen und Herren von der Vega mößten sich mit den szeneüblichen Ersatzprodukten Margarine und Sojajoghurt behelfen. Die Rezepturen sind etwas umfangreicher, dennoch: Keine Kochkolumne ohne eben diese: Eine Kolumne! Wohlan:

Das kleine himalajanesische Kochstudio

Zappt man sich hierzulande durch die Sender, so stößt man nachts wie auch am Tage auf allerlei Gestalten im Schurz, welche mit Messer oder Kochlöffel bewehrt an großen Herden stehen und dem geschätzten Publikum allerlei Dreistigkeiten aufschwatzen. Die Kochkolumne vor laufender Kamera erfreut sich noch immer wachsender Beliebtheit, gleich ob der politisierende Altconferencier oder der gewesene junge Wilde mit vier Sternen das blanke Chrom mit Soße bekleckert. Dabei wird hierzulande kaum mehr gekocht. Jedenfalls daheim nicht. Die gute Holzofen-Pizza aus dem Tiefkühlregal lädt ein zum „Hjam-jam“. So ist das hier in Germany.
Aber es gibt ja auch Gegenden auf der Welt, da ist das Fernsehen ganz neu und die Kochsendung ein noch nie dagewesenes Konzept. Afghanistan etwa. Ja, in Kabul gibt es angeblich acht TV Stationen, Fernseher sind gefragt wie fast nirgends auf der Welt; und es gibt eine Kochsendung: In der eindeutig US-inspirierten „The Cooking Show“ steht eine junge Dame bewaffnet mit sowjetproduziertem Kochgerät am Herd, ein sehr chices Glitzerdings, das wohl ein Kopftuch darstellen soll, auf dem Kopf und kocht sich durch die nationale wie internationale Küche. Sie erklärt, was Pasta ist und wie die Sauce wirklich perfekt auf den Tisch kommt. Sie ist ein Star. Fast alle kennen ihr Gesicht.

Tja, und das ist das Problem. Sie ist eine Frau. Alleine vor der Kamera, gelegentlich auch einmal ein Mann als Gast. Prominenz aus England etwa – ein Kochjournalist, der jetzt dem afghanischen Publikum zeigen darf, wie er Pesto macht… Statt Fanpost erhält die Moderatorin Morddrohungen. Nicht nur von den Taliban. Die eigene Familie ist auch gegen ihren Job. Frauen haben schließlich nur einen Beruf: Dem Mann viele Söhne zu schenken und natürlich das Essen zu bereiten. Aber doch nicht im Fernsehen!!!
Mir jedenfalls hat der kurze Ausschnitt den ich zu sehen bekam sehr gefallen. Drum hier ein wenig freestyle Afghan food. Vegetarisch für Fortgeschrittene:

Dal aus roten Linsen und Kichererbsen

In einem Topf **einen Eßlöffel Butterschmalz** zerlassen, darin **eine fein gewürfelte rote Zwiebel** glasig dünsten, **eine Tasse rote Linsen** zugeben und umrühren. Jetzt **eine gewürfelte Fleischtomate** und eine fein gewiegte **Zehe Knoblauch** kurz mit erhitzen und dann den Inhalt **einer kleinen Dose Kichererbsen** (Brühe inklusive) hinein geben und mit **einer Tasse heißer Gemüsebrühe** aufgießen. Mit etwas **Muskat, Cumin, Salz und rotem Pfeffer** abschmecken. Auf möglichst kleiner Flamme köcheln lassen. Das Dal ist fertig, wenn die Linsen fast verkocht sind. Mit Glattpetersilie garnieren und heiß servieren.

Pilaw. Reis mit Aprikosen, Mandeln und Paprika

Eine große Paprika im sehr heißen Ofen (Grill ist auch ganz hervorragend) auf einem Rost backen, bis die Haut Blasen wirft und zu verkohlen beginnt. Etwas warten und dann die Paprika häuten, entkernen und in feine Streifen schneiden. In einem Topf **einen Eßlöffel Butterschmalz** zerlassen und **eine Tasse Basmati-Reis** darin kurz erhitzen. Die **Kerne aus vier Kardamonkapseln, etwas Fenchelkörner und schwarzen Sesam** dazu geben (nicht scharf anbraten!!!) und mit **zwei Tassen kochender Gemüsebrühe** übergießen, **einen Teelöffel türkischen Safran** zugeben. Salzen, in einem Teebeutel drei Nelken und ein Stück Zimtrinde mitgeben, umrühren, den Deckel darauf setzen und bei niedriger Hitze ziehen lassen. Nach etwas über fünf Minuten die **Paprika**, **fünf klein geschnittene Aprikosen** und ein großzügig bemessener **Eßlöffel blanchierte Mandeln** zugeben, umrühren, den Teebeutel wieder heraus nehmen und den Topf zugedeckt von der Flamme nehmen und noch einige Minuten quellen lassen. Zwecks Dekoration und dem ja doch erwünschten „Hui" kann das „quellenlassen" in einer bedeckten Schüssel statthaben, welchselbige dann gestürzt wird und das Pilaw nun geformt auf einer Platte ruht. Mit etwas **Sesam** bestreuen und mit sehr fein gewiegter frischer **Paprika und Glattpetersilie** dekorieren.

Aubergine in Joghurt

Ein Glas Joghurt mit **einem Teelöffel Dijonsenf**, etwas fein geschnittenem frischen **Coriander,** etwas **geriebener Ingwer** und ein wenig **abgeriebener Limettenschale** verrühren. **Eine mittelgroße Aubergine** in ½ cm dicke Streifen schneiden, mit Salz bestreuen und mit dem Saft **zweier Limetten** beträufeln. Nach einer halben Stunde die Streifen zwischen Küchenpapier auspressen und in Würfel schneiden. In einem Topf etwas Olivenöl leicht erhitzen, darin eine geviertelte **kleine Zwiebel** und eine sehr fein gewiegte **grüne Chilischote** mit den Auberginenwürfel anbraten. Etwas salzen und gelegentlich umrühren. Nach einigen Minuten die Flamme herunter drehen und das vorbereitete Joghurt unter Rühren eingießen und eine viertel Stunde ziehen lassen. Das Joghurt darf nicht kochen! Mit **Corianderblättern** und **Limettenscheibchen** dekorieren.

Curry

Zwei große Zwiebeln quer halbieren und die Hälften jeweils längs vierteln. **Einen** nicht zu großen Kopf **Blumenkohl** in Röschen teilen. **Vier mittelgroße Kartoffeln** schälen und längs vierteln. **Zwei große Möhren** in grobe Würfel schneiden. In einem Mörser **1Tl. Coriandersamen**, **1 Tl. rote Pfefferkörner, ½ Tl. Bockshornkleesamen**, etwas **schwarzer Sesam** und **Anis** zerstoßen. In einen Teebeutel **Curryblätter** (geht auch Lorbeer), **indische Zimtrinde**, etwa **5 Nelken** und etwa **drei Kapseln Kardamon** geben. Zwei Schoten **Chalapenochili** und zwei große **rote Peperoni** sehr fein wiegen. In einer hohen Pfanne 2 Eßlöffel **Pflanzenöl** stark erhitzen. Zuerst die Kartoffel schnell etwas anbräunen, nun die Möhren und die Zwiebel zugeben. Jetzt die zerstoßenen Gewürze, die Chili und Peperonischoten, sowie je einen Kaffeelöffel **Kurkuma** und **mittelscharfes Paprika** beifügen und dann den Blumenkohl unter Rühren hinein geben. Nun die Hitze reduzieren und das Gemüse mit einem Eßlöffel **Mehl** bestäuben, mehrfach wenden und mit **¼ l Gemüsebrühe** ablöschen. Den Teebeutel dazu geben, salzen und das Curry unter gelegentlichem Rühren köcheln lassen, evtl. etwas Wasser nachgießen. Mit vier kleinen roten Chilischoten und Zwiebelringen dekorieren.

Joghurt mit Kresse und Paprika
Eine **halbe grüne Paprika** in hauchdünne Scheiben schneiden, diese etwas gröber quer schneiden. Eine **halbe Packung Kresse** fein wiegen. **Zwei Radieschen** sehr fein würfeln. Alles in **ein Glas Joghurt** einrühren, salzen und einige Zeit im Kühlschrank stehen lassen.

Pflaumen-Chutney
250g rote Pflaumen in dünne Streifen schneiden. **Ein kleines Stück Ingwer** schälen und in sehr dünne Streifen schneiden. Mit **einer Zehe Knoblauch** genauso verfahren. In einem kleinen Topf **Butter** schmelzen, den Knoblauch und Ingwer etwas anbräunen, die Pflaumen und **einen Eßlöffel Zucker** zugeben, die Flamme hochdrehen und heftig umrühren. Langsam etwa ¼ l heißes Wasser zugeben und die Hitze reduzieren. Wenn das Ganze nur noch leicht kocht **einen Eßlöffel Rotweinessig** und einen **reichlichen Schuß Rotwein** (Dem Taliban geht jetzt der Hut hoch!) dazu geben, etwas salzen und leicht pfeffern und alles einkochen lassen.

Zu diesem Menü noch unbedingt indisches Fladenbrot reichen und Oliven und Peperoni und Schafskäse und wer dann noch sagt: „Es hat mich nicht satt gemacht“, der soll den Regenbogen fressen!

Viel Glück beim Nachkochen. Pilaw, Dal und Curry gab es alles schon im Kult. Den ganz notorisch fleischlichen sei verraten: Ein Tandoori Hühnchen ist schnell gemacht. Und paßt. Oder doch lieber ein wenig Lamm ins Pilaw – ist auch särrr lecker. Ähem…
Auf Wiedersehn. (Vielleicht ja doch mal im Fernsehn mit dem kleinen KultKochStudio)

von Rainer Bakonyi

Das ist kein Gedicht!

Wieder einmal nähert sich ein Tag, der wohl zu den schwärzesten der Geschichte zählt: der 9. November. Ungern werden den deutsch fühlenden Menschen die Ereignisse, welche sich vor fast sieben Jahrzehnten zutrugen, ins Gedächtnis gerufen. Sie stören im nationalen Identifikationsstreben. Manch einer kann sich sogar noch an diese Nacht erinnern. Vielleicht war er Nachbar jüdischer Bürger, vielleicht gehörte er zu den Schaulustigen, oder vielleicht war er dabei. Wie Menschen aus ihren Wohnungen gezogen und misshandelt wurden. Auch in Würzburg tobten die braunen Massen, auch in Würzburg brodelte der antisemitische Wahn, auch in Würzburg starben Menschen in Folge der Reichspogromnacht, in der der antisemitische Mob zu Tausenden durch die Straßen zog, um sich von allem Jüdischen zu befreien. Leider kommt dieser Teil des historischen Raumes in Würzburg zu kurz. Die Gedenkveranstaltungen finden von der Öffentlichkeit kaum beachtet im „Hinterzimmerchen“ der jüdischen Gemeinde statt. Kein Wunder, die Nationalsozialisten waren erfolgreich, es sind nicht viele Juden zurückgeblieben, die ihren Angehörigen erinnern können. Und es scheren sich nicht gerade viele um das Gedenken der Opfer. Den Rest der Barbarei vollenden die Zeit und das Vergessen der Menschen. Im Folgenden sind Elemente des 9. Novembers in Form von persönlichen Schicksalen der Würzburger Juden dargestellt, die sich außerhalb des Wahrnehmungsbereiches vieler Würzburger Bürger befinden, um eben dem gravierenden Missstand der deutschen Gedenkkultur entgegenzuwirken.

I
In der Morgendämmerung am zehnten November mobilisierte die Ortsgruppe der Nationalsozialisten Sanderau etwa

1000 Mitglieder zum Kikkersplatz. Von hier aus marschierten die Antisemiten durch das Stadtviertel, randalierten in den Wohnungen jüdischer Mitbürger und verbrannten das Inventar auf der Straße unter den Rufen: „Juda verrecke!“ oder „Deutschland erwache!“. Auch kamen sie an der Wohnung des jüdischen Weinhändlers Ernst Lebermann, ein dreiundsechzig Jahre alter und kränkelnder Mann, in der Scheffelstraße vorbei, wo sie sich gewaltsam Zugang verschafften. Ihr Opfer holten sie direkt aus dem Bett auf die Straße, wo dieser schwer misshandelt wurde. Darauf, nachdem er sich ankleiden durfte, musste er sich an die Spitze des Marschzuges begeben und mit zwei Jüdinnen, Frau Oppenheimer und ihre Tochter, zur Geschäftsstelle der Partei zu laufen, von wo aus sie in das Gefängnis in der Schillerschule gebracht wurden. Dort verschlechterte sich das Befinden Lebermanns drastisch, worauf er in das Israelitische Krankenhaus eingeliefert wurde. Herr Ernst Lebermann verstirbt einen Tag darauf aufgrund der erlittenen Verletzungen.

II

Claire Rosenthal war verzweifelt, als die Gestapo mitten in der Nacht in ihre Wohnung stürmt, um ihren Mann, den Justizrat Karl Rosenthal, in Schutzhaft zu nehmen: „Er hat doch nichts getan, warum wollen sie ihn mitnehmen?“. Schon einmal befand sich der Ehegatte mehrere Monate lang in der Höhle des Löwen, doch konnte ihm nichts nachgewissen werden, sodass er wieder auf freien Fuß gelangte. Das Konzentrationslager blieb ihm damals erspart, was sich jetzt jedoch ändern sollte. Gemeinsam mit 120 weiteren jüdischen Männern wird er in das KZ Buchenwald deportiert; weitere hundertsechzig nach Dachau. Die Situation veranlasste Frau Rosenthal zu einem suizidalen Plan: sie will durch Selbstmord die Entlassung ihres Mannes erzwingen. Bevor sich eine Überdosis Medikamente zuführt schreibt sie an den Hausarzt Bernhard Gutmann, einen guten Freund der Familie einen Abschiedsbrief: „Heute früh hat man mir auf der Polizei mitgeteilt, dass sie meinen lieben guten Mann fort haben. Ihr wisst, was das heißt. Ich kann nicht atmen, wenn ich denke, dass er gequält wird. Wahrscheinlich werd ich Euch heut Nachmittag besuchen, aber ich kann`s nicht über die Lippen bringen. Vielleicht darf der Meinige dadurch heim – jedenfalls würde ich ausharren, wenn ich ihm helfen könnte. Mit ihm könnte ich auch alles ertragen. Gott sei dank, den Kindern geht`s gut. Ich hatte ein glückliches schönes Leben und vielleicht wird der Meinige dadurch frei. Jetzt hab ich noch eine große Bitte an die tüchtige Helene. Ich weiß nicht, wen ich sonst beauftragen könnte. Sieh was Du von unseren Sachen für den Meinigen und die Kinder zusammenpacken kannst. Betty, Anna und die Zugehfrau sollen mit meinen Kleidern und gebrauchter Wäsche beschenkt werden. Nimm auch für jüdische Arme. Kümmere Dich bitte um die Dinge. Vielen Dank. Seid nochmals innigst gegrüßt. Eure Claire.“ Nachdem Herr Gutmann den Brief, indem der Selbstmord indirekt angekündigt ist, erhalten hatte, eilte er sofort zu der Wohnung der Rosenthals. Dort hatte der Todeskampf bereits begonnen. Claire Rosenthal stirbt im Luitpoldkrankenhaus, es ist der Morgen des siebzehnten Novembers.

II

III

Der elfjährige Sohn des Leopold Reiter bittet in einem Brief um die Freilassung seines seit der Reichpogromnacht inhaftierten Vaters:

„Würzburg, den 5. Dezember

An die Geheime Staatspolizei,
Würzburg

Betr.: Leopold Reiter, Würzburg, z. Zt. Konzentrationslager Dachau. geb. 12.2.1888. Block 28. Stube 2.

Mein Vater, Leopold Reiter, Würzburg, Franziskanergasse 12, wurde am 10. November 1938 inhaftiert und befindet sich z. Zt. im Lager Dachau/München. Ich bitte um Freilassung meines Vaters aus folgenden Gründen: Lt. Dem in Händen habenden Soldbuch war mein Vater von 1915 – 1918 Frontkämpfer und ist Inhaber des Ehrenkreuzes für Frontkämpfer und des Bayerischen Verdienstkreuzes dritter Klasse mit Krone und Schwertern. Ferner steht unsere Auswanderung bevor und ist seine Anwesenheit hierzu unbedingt erforderlich, da ich keine Mutter mehr habe.

Hermann Reiter“

12 Nachdem sich die Auswanderungspläne zerschlagen haben, wird Leopold Reiter und seine beiden Söhne am siebenundzwanzigsten November 1941 in den Osten deportiert.

von Tina Töpfer

Staatsfeind Nummer 1

Der Sprayer, oder: warum Kunst nichts taugt und was „öffentlich“ bedeutet

Der deutsche Staat hat gegenüber der EU die Tabakwirtschaft einmal mit der denkwürdigen Argumentation verteidigt, ein Verbot der Tabakwerbung verstosse gegen die Freiheit der Meinungsäusserung. Gemeint war die Meinungsäusserung der sogenannten freien Presse, welche beeinträchtigt wäre, würde sie nicht mehr durch Tabakwerbung finanziert.
Damit ist alles über die Freiheit der Meinungsäusserung gesagt. Gehen wir nun zum nächsten Thema über. Deutsche Behörden haben den denkwürdigen Versuch unternommen, Sprayer mit Helikoptern zu verfolgen. Nichts ist zu dumm, um das höchste Gut der Moderne vor Kontamination zu verteidigen: den grauen Beton, der schliesslich den ganzen Dreck zusammenhält, strukturiert, und, mehr noch als das, symbolisiert.

Im Jahre 2005 änderte der Reichstag das StGB, weil es nicht mehr akzeptabel erschien, das Sprayer bis dahin nicht bestraft werden konnten, wenn sie keine dauerhaften Schäden an Gebäuden hinterliessen, sondern nur „deren Erscheinungsbild“ veränderten. Wiederum ein denkwürdiger Vorgang. Hörte man den Reden zu, die diesen Staatsakt begleiteten, konnte man nur zum Schluss kommen: Graffiti sind eine gesellschaftliche Gefahr ersten Ranges.
Auffälligerweise sind Grafitti dagegen heute Nichts. Die Orte, wo Grafitti legal aufgebracht werden können, überzeugen durch ihre nichtssagende Langeweile, der man ansieht, dass sie pädagogische Projekte sind, dazu verdammt, an Buntheit mit dem Beton selbst zu konkurrieren; und die illegalen beschränken sich schon längst auf Tags und andere grafische

Geruchsmarken, deren Inhalt in ihrer stumpfen Existenz liegt: in der blossen Bestätigung ihrer Urheberschaft, hierin nicht unähnlich denjenigen Hiphop-Kapellen, welche in vollem Ernst über nichts anderes reden als über ihre eigenen skills, welche sich in dieser Rede allerdings auch schon erschöpfen.
Grafitti als Ausdrucksform sind, wie es aussieht, in einer ernsten Krise. Das einzige, was auf dem Beton noch blüht, gleicht dem Beton selbst; das einzige, was ausgedrückt wird, ist die Unfähigkeit, auszudrücken. Die Sprachlosigkeit, nicht die Helikopterstaffeln machen den Graffiti den Garaus.
Zu anderen Zeiten, und wer will ausschliessen, dass auch wieder andere Zeiten kommen, waren Grafitti einmal ein Mittel der Kommunikation. Der Beton konnte, gegen seinen Willen, als Tafel zweckentfremdet werden; aus dem Mittel der erzwungenen Stummheit konnte eines der Sprache gemacht werden. Der Angriff auf die Sprayer meint womöglich genau diese Möglichkeit: nicht eine vergangene Opposition, sondern eine künftige. Die Helikopterscheinwerfer suchen dann nicht mehr die Tagger, sondern schon uns.

Der leblose Beton, den sie verteidigen, ist der steinerne Garant versteinerter Verhältnisse und die konkret gewordene Gewalt, die die Einzelnen von ihresgleichen trennt. In den heutigen Städten sind die Menschen wirklich zu verlassenen, verächtlichen, geknechteten Wesen geworden.
Die Städte, in denen wir leben, sind menschenfeindlich. Mit solchem Erfolg hat die Herrschaft in den 30 Jahren der siegreichen Konterrevolution gearbeitet, dass jede Spur der Bedürfnisse der Einzelnen aus dem öffentlichen Raum zurückgedrängt ist; eingesperrt in entlegene, aus den Städten fast ausgelagerten Nachbarschaften; die Stadtteile nach Funktionen säuberlich getrennt, arbeiten einkaufen schlafen.
Auf den Strassen der Innenstädte ist heute am allerwenigsten eine „Öffentlichkeit“ zu finden; sie sind von allem entleert, was irgend ein Mensch brauchen könnte. Die Insassen der Stadt sind in die Aussernviertel verbracht; ein Zentrum, gar mit einer „kommunikativen Funktion“, gibt es nirgends mehr, am allerwenigsten in den Zentren.
Die Kontakte sind aufs zulässige beschränkt, die Gefahr unkontrollierter Begegnung der all zu vielen gebannt, in festen Händen das konzentriert, was die Bürger einmal „Öffentlichkeit“ nannten. Die Wahrheit der freien Meinungsäusserung ist die monopolisierte Presse; die Wahrheit der urbanen „Öffentlichkeit“ ist der Beton.
Jedes Aufbrechen der versteinerten Verhältnisse setzt deshalb die Kritik dieser „Öffentlichkeit“ voraus, die nichts ist als ein gewaltsamer Ausschluss; ihre Voraussetzung ist die praktische Kritik des Betons.

Seit den 1990ern vollstrecken einige Graffiti-Künstler den Ausspruch der geistlosen Repression, dass der „öffentliche Raum“ der Herrschaft gehört und nicht den Einzelnen, indem sie die Strasse verlassen und in die Ateliers gehen. Damit sind sie ihren wenigen Kollegen draussen voraus, die noch die Anerkennung von Graffiti als Kunst fordern; denn bereits Kunst machen zu wollen heisst heute akzeptieren, dass das Proletariat von den allen Mitteln des Ausdrucks getrennt ist.

Denn eine kollektive und anonyme Kunst wäre keine Kunst mehr, sondern bereits der Ansatz zu ihrer Überwindung. Unter dem Regime des Betons kann sich eine solche Kunst in der Fase ihrer Selbstaufhebung aber nicht auf ästhetische Applikationen auf dem Beton beschränken, sondern ist nur denkbar als Angriff auf den Beton, das heisst als Sachbeschädigung. Die geistlose Repression behält Recht gegen den bürgerlichen

Einwand der Freiheit der Kunst, weil Kunst als Kunst schon, von jeher, ja gesagt hat zur Herrschaft. Die Revolte, oder das Atelier. Ein Drittes gibt es nicht.
Dabei sind die Städte, und hier vor allem die Avantgarde der Langeweile, die Provinznester, schon derart gebaut, dass jeder anderweitige, den menschlichen Bedürfnissen entsprechende Gebrauch ausgeschlossen zu scheint, und damit die Möglichkeit ihrer Zweckentfremdung, weil überhaupt nicht klar ist, zu welchem vernünftigen Zweck diese Monstrositäten denn in Gebrauch genommen werden sollen. Das Proletariat kann die heutigen Städte nicht einfach fertig in Besitz nehmen und für seine eigenen Zwecke in Bewegung setzen; das ganze Gefüge dieser Städte muss zerbrochen werden, und zwar hinsichtlich jeder einzelner seiner Funktionen.

Merkwürdige Klugheit des Feindes, zu ahnen, dass er mindestens Helikopterstaffeln nötig haben wird. Wenn solche Klugheit doch auch den unseren gegeben wäre.

von Jörg Finkenberger

Zu einer Kritik des „Scheiße“
Zehn Thesen zur Rehabiliation einer vermeintlichen „Fäkalsprache“

I. Man und Frau geraten in ihrem Leben an Momente, in denen sich ihnen die sprachlichen Werkzeuge entziehen, sich umfassend aber in aller kürze auszudrücken.

II. Nicht, dass die Sprache in ihrer inneren Logik solche Mittel nicht vorsehen würde. JedeR bemüht sich dieser Mittel jeden Tag, und würde sich eineR die Mühe machen deren Frequenz zu ermitteln, er/sie käme sicher zu dem Ergebnis: sie dominieren den Sprachgebrauch.

III. Gemeint sind Holophrasen. Einzelwörter die den Sinn einer ganzen Aussage auszudrücken suchen. Die Wissenschaft drängt die legitime Verwendung von Holophrasen in der frühen Kindheit zusammen, komprimiert deren Nichtpathologie auf wenige Monate vor der sog. „Worteexplosion“. Übersehen wird dabei die fundamentale Bedeutung von Wörtern für Wörter, die sich über das gesamte Leben erstreckt.

IV. Denn: Was ist „Scheiße“ und was ist „Verdammt“, wenn nicht der klägliche Versuch die ganze Verstrickung einer Situation in einem einzigen Wort oder deren Verknüpfung umfassend zum Ausdruck zu bringen?[1] Ein „verdammte Scheiße“ ist nicht nur ein Ausdruck affektiven Ablehnens von gerade Geschehenem. Man und Frau haben gelernt das zu glauben. In einem „verdammte Scheiße“ ist die gesamte Haltung gegenüber einer Situation, alle Ablehnung gegenüber allen noch so kleinen Verästelungen, bis zurück zum legendären Flügelschlag enthalten. Wollte man Holophrasen dieser Prägung in geschriebenes Wort transkribieren… einige hundert Seiten ließen sich füllen ohne den ganzen Umfang auch nur erahnt zu haben.

V. Aber sind wir uns dessen bewusst? Haben wir nicht gelernt der sog. „Fäkalsprache“ zu misstrauen? Wem klingelt nicht heute noch der Satz „Scheiße sagt man nicht!“ in den Ohren? Und wer hat nicht noch heute die - wenigstens diffuse - Ahnung der Unwahrheit dieses Satzes? Die formallogische Unhaltbarkeit der Aussage mal beiseite gelassen; „Scheiße“ nicht

letzter type
Spezial

Ausgehtipps für Erstsemester

warum in kneipen quälen?
warum clubs besuchen?
warum in einer neuen stadt den gleichen quatsch machen,
den man zuhaus auch immer gemacht hat?

geht doch mal raus wie ihr in euren wohnungen auch
rumlauft.
unsere models sind vom mittagstisch aufgestanden und
haben würzburg erkundet.

ausgehen geht so!
so geht ausgehen!
geht so raus!

14

zu sagen, bedeutet sich der Möglichkeit zu berauben Unsagbares wenigstens zum Ausdruck zu bringen. Wir sagen „Scheiße“ weil wir „Scheiße“ sagen müssen.

VI. Das Programm der Verstümmelung solchen Ausdrucks beginnt aber schon in der Zuschreibung der Begriffe. Die Identifizierung von „Scheiße“[2] als „Fäkalsprache“, impliziert – oder suggeriert – die Ableitung des Begriffs in der Richtung vom Konkreten zum Metaphorischen. Aber: Wie naiv zu glauben „Scheiße“ sei erst mit dem Begriff für das tatsächlich Ausgeschiedene in die Welt getreten. Dieser Logik folgend ließe sich sagen: der rote Planet wurde erst eines Namens würdig, als der Schokoriegel in die Regale kam.

VII. Vielmehr ist richtig: Mit der Erlangung eines Begriffs für das tatsächlich Ausgeschiedene, war für „Scheiße“ nur eine von vielen Bedingungen der Möglichkeit erfüllt, sich als ein, dem Allgemeinen verständliches, Lautbild zu emanzipieren. Dass ausgerechnet das tatsächlich Ausgeschiedene für die Formgebung Pate stand - oder soll man in diesem Zusammenhang „lag“ schreiben? – muss als historischer Zufall gewertet werden, höchstens aber als paläolinguistisches Problem.

VIII. Dem hier beschriebenen, prärationalen Kern von „Scheiße“ ist auch noch heute nachzuspüren. Indem „Scheiße“ sich nicht sagen lässt wie es eigentlich gesagt werden will, bringt es das eigene Eingesperrtsein im Ausdruck zum Ausdruck. JedeR, der/die in einem Moment seines/ihres Lebens „Scheiße“ als die einzig zutreffende Zuschreibung erfasste, und versuchte diesem Umstand auch im Laut Ausdruck zu verschaffen, musste feststellen: Der Rahmen der menschlichen Stimme gibt „Scheiße“ nicht die Möglichkeit sich so zu formulieren wie es „Scheiße“ selbst verlangt. Sprache ist nur die Krücke, an der „Scheiße“ als die fundamentale Negation des Moments in diese Welt tritt.

IX. Dies führt zu der paradoxen Situation, in der „Scheiße“ gleichzeitig ausdrückt was nicht sprechbar ist und dabei selbst unaussprechbar bleibt. „Scheiße“ hat das Vermögen in einem Wort zum Ausdruck zu bringen was Bibliotheken füllt, und ist doch nie dem eigenen Anspruch nach zur Sprache zu bringen.

X. Über dieses Dilemma führt keine Brücke: „Scheiße“ bleibt unaussprechbar solange „Scheiße“ gesprochen werden muss. Ob ein Zustand denkbar wäre, in dem sich „Scheiße“ selbst überflüssig macht, weil die Notwendigkeit es zu sprechen nicht mehr vorhanden ist… wer mag das zu beantworten? Davor bleibt nur der Appell sich des „Scheiße“ zu bemächtigen. Es stolz und im vollen Bewusstsein seiner inneren Zerrissenheit, zwischen Übersprachlichkeit und Unaussprechbarkeit, zu gebrauchen. So wie gilt, dass Arschlöcher, die Arschlöcher sind, auch Arschlöcher genannt werden wollen, ist Scheiße die scheiße ist, auch als „Scheiße“ zum Ausdruck zu bringen.

[1] Auf die entscheidende Differenz zwischen „Etwas ist scheiße…“ und „Scheiße“ als Holophrase kann hier nur hingewiesen werden. Die Ausführung dieser Differenz muss mit Blick auf den Rahmen ausbleiben.

[2] In eingeschränktem Maße werden semantische Nachbarn von „Scheiße“ immer mitgedacht.

AutorInnenkollektiv I.B.E.K. & Junge Affirmation Würzburg (J.A.W.)

Die Bienen, eine Rezeption.

Nichts ahnend und voller Vorfreude auf das Keil-Stück „Die Bienen“ saß ich vor meinem Computer: die Türglocke wurde energiereich und hastig von außen betätigt. Ein Schritt meinerseits, ich öffne die Tür, meine Augen kaum glaubend: der verrückte Spanier, ein Freund meines Mitbewohners. Innerhalb weniger Sekunden saßen wir drei dann in der Küche – ich mitten drin – und das einzige Gesprächsthema unseres Gastes: Kiffen, Saufen und Geschlechtsverkehr. Meine Gedanken: ich muss hier weg. Das Resultat: Chefredakteur total bekifft. Nachdem der Gast unseres Hauses die Wohnung verlassen hatte, konnte ich mich sodann auf den Weg zur Kunstschmiede des Theaterensembles machen, um mir das köstliche und schmackhafte Theaterstück des Homer Berndls unter Heißhunger einzuverleiben. Doch dort angekommen, musste ich mit Entsetzten feststellen, dass die Premiere nicht um sieben, sondern erst um acht Uhr beginnt. Was für ein Tag!!! So fasste ich den Entschluss - denn wieso nicht - mich in den hinteren Teil des Geländes zu begeben, in der Absicht eine Unterweisung an der AKW-Theke zu erhalten, sodass auch ich die Rettung des AKW!s mitgestalten darf. Mit Enthusiasmus wurde ich von der Vorstandsschaft in die Welt des murrenden schwarzen Kaffees, der sieben Biere, der Cola, die ihren Namen nicht verraten will, während es sich um ein Feuerchen herum trollt und die Gläser, die dir bestätigen, dass du der schönste im ganzen Würzburg bist, eingeführt; natürlich durfte die Kasse des Schreckens nicht fehlen, fürchterlich! Während ich in totaler Überforderung, mit dem Wunsch in dieser Stunde des Wahnsinns den Bauch meines Tutors zu streicheln, versuchte, mir alles zu merken, schlug in letzter Not die Uhr sieben vor acht. Ich hörte es klar und deutlich, endlich konnte mit auf dem Herzen liegender Passion das lang erwartete Stück sehen, wo wir jetzt nach dieser kurzer Vorgeschichte zum eigentlichen Hauptteil der Rezeption kommen: „Wie gut das ich so seltsam bin.“ Und spätestens nach diesem Satz, den der seltsamen Forscher mit messerscharfer Eingebung über sein Wesen äußert, werdet ihr auf dem Boden liegen und euch die krampfenden und laut schreienden Mägen halten. Ein Genuss!

von Schlonzo dem geachteten

Hunter S. Heumann präsentiert:

Die Charts

diesmal:
Würzburgs gruseligste Kneipen

1.Zellerauer Probierstube
2.Zum Udo
3.Gitti’s Pilsbar
4.Pilsbar Pinocchio
5.Küferstube

Anmerkung: Ausgenommen sind alle Kneipen der zahlreichen Burschenschaften und Verbindungen, da Hunter S. Heumann, aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Anarcho-Randalia (werfende Verbindung), der Zutritt zu diesen verwehrt blieb.

Zur fortschreitenden (R)egalisierung der Kultur: Claudia Koreck im Media Markt Würzburg

Wo wart ihr am 7. September? Da gab es was zu staunen im Media Markt Würzburg. Ein Konzertbericht.

Vorweg möchte ich behaupten, dass der PR-Auftritt von Bayern 3-„Newcomerin des Monats“ Claudia Koreck (21) am 7. September im Media Markt Würzburg keine kuriose Ausnahme war, sondern die Regel darstellte. Er zeigte nur besonders anschaulich und exemplarisch zwei Wesenszüge der heute weltweit herrschenden Kultur: Manipulation und Entfremdung. Aber so treffend (siehe Foto oben), dass ich es zunächst irrigerweise für eine situationistische Performance oder eine Lehraufführung der Frankfurter Schule hielt. Bevor ich die bittere Wahrheit erkannte, war ich begeistert: In einem einzigen

Bühnenbild, in nur einer Szene, wurde glänzend herausgearbeitet, dass die Anpassung der Kultur an die Kunden (Der Kunde ist König) und die folgende Manipulation (Der Kunde ist das Objekt) nur zwei Seiten der kulturindustriellen Medaille sind.

Aber halt: Bevor wir mit so einer negativen Einstellung zum Konzertbericht kommen, möchte ich noch einwerfen, dass die junge Künstlerin aus Traunstein einen Manipulationsvorwurf vermutlich entschieden von sich weisen würde. Und ich stimme ihr zu: Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie eine beauftragte Agentin der kapitalistischen Kulturindustrie sei. Ich will ihr glauben, dass die ihr oft zugesprochene Authentizität keine konstruierte ist, dass sie deshalb in tiefsten bayerischen Dialekt singt, weil sie sich so am besten ausdrücken kann, und sie ihre Musik und ihre Texte über Liebe wirklich nicht daran ausgerichtet hat, was die Radiostationen spielen würden. Und wenn sie vor der Konsumentenmeute im Media Markt zunächst rot wird und sagt „i hoff, dass es eich taugt“ und schüchtern lacht, dann verhält sie sich vielleicht nicht so, weil sie weiß, wie gut Authentizität und Natürlichkeit ankommen, sondern weil sie so ist. Das stimmt schon.

Nun stand sie jedenfalls mit Gitarrist Andi zwischen unnützen Elektroartikeln, noch unnützeren Securities, einer Armee von schwarz-weiß-roten Plakaten (11 Euro die CD, Schnäppchen des Jahres, Alles muss raus) und das Neonlicht brannte. Ein Media Markt-Mitarbeiter war stolz, sie präsentieren zu dürfen, dann ging’s los. Spätestens nach dem zweiten Lied hatte sie das Publikum mit ihrem rockig-bluesigen Sound und den gefühlvollen Texten auch schon gefangen: Die Media Markt-Mitarbeiterinnen schauten mit strahlenden Gesichtern von ihren Kassen herüber, Frauen entspannten sich mit geschlossenen Augen in den Armen ihrer Männer, Radio-Gong-Fritzen lachten, alte Männer dachten: „Sieh da, ein Stück Herzlichkeit beim Einkauf“ und selbst die Securities lockerten etwas ihre strenge Miene. Es wurde geklatscht, gepfiffen und gejohlt – so macht Einkaufen Spaß.

Der geschniegelte Führer des Media Marktes, mit einem Gesicht, das frohlockenden Wahnsinn ausdrückte, dachte sich: „So muss das sein, alle sind glücklich, alle profitieren: Wir haben was davon, weil mehr Kunden kommen, die

verehrten Kunden profitieren, weil sie in entspannter Atmosphäre shoppen dürfen, die SonyBMG hat PR für ihren Act, Radio Gong kann sich damit brüsten, einen weiteren Star nach Würzburg geholt zu haben und die authentische Claudia darf sich selbst verwirklichen, Autogramme geben und CDs verkaufen. Wir haben einen lebendigen Künstler zwischen den Regalen stehen, wir haben gewissermaßen die Kunst regalisiert!“. „Danke!“ dachte sich auch Claudia und schrieb schon am nächsten Tag auf ihre Homepage: „Andi und ich waren gestern bei einer Autogrammstunde im neuen MediaMarkt Würzburg (Alfred-Nobel- Straße). Wir wurden total freundlich empfangen und es hat wahnsinnig viel Spaß gemacht, für die vielen Besucher ein paar Lieder aus unserem aktuellen Album „Fliang“ zu spielen! Vielen Dank an alle die da waren, unser Album gekauft haben und besonders herzlichen Dank an die freundlichen Mitarbeiter, die alles super organisiert haben. Top! :-)“.
„Danke!“, denke auch ich und schreibe im letzten Hieb: „Diese Authentizität ist nichts anderes als Naivität, eingebettet in und ausgewählt von Strukturen, die Authentizität langfristig verunmöglichen. RIP, DIY.“. In einem ähnlichen Zusammenhang erklärte mir einmal Theodor W. Adorno: „Das gemütliche alte Wirtshaus demoliert der Farbfilm mehr, als Bomben es vermochten: er rottet noch seine imago aus. Keine Heimat überlebt ihre Aufbereitung in den Filmen, die sie feiern, und alles Unverwechselbare, wovon sie zehren, zum Verwechseln gleich machen.“. Und noch ein zweites sei in der Kulturindustrie sonnenklar: „Je entmenschlichter ihr Betrieb und ihr Gehalt, um so emsiger und erfolgreicher propagiert sie angeblich große Persönlichkeiten und operiert mit Herztönen“ (beides nachzulesen in Adorno: Résumé über Kulturindustrie).

von Sebastian Loschert

Unterfrankens hässlichste Orte #2

Diesmal: Frammersbach

Einwohner: 4888
Landkreis: Main-Spessart
Bürgermeister: Franz Peter
Festivitäten: Das Große Fest, das Kleine Fest, das Wald-Fest
Sehenswürdigkeiten: Der Festplatz, der Kreisverkehr

Auf dem Wappen ist ein Waldkrieger mit der typischen „Marderpeitsche“ zu sehen

Land und Leute: Tief im Spessart, dort, wo die Leute ihr Dorf selten verlassen und fast alle Menschen den gleichen Nachnamen tragen, liegt das mysteriöse Frammersbach. Die Frammersbacher sind von kantiger, launiger Natur, und ihre Vorfahren waren kriegerische Waldmänner, die in Laubhütten wohnten und Postkutschen überfielen. Ihr starker Haarwuchs schützt sie dabei vor dem früh einbrechenden Winter des Spessart-Hochlands.
Sprache: Die Eingeborenen entwickelten im Mittelalter eine eigene Sprache: Das Welsch. Mittels kehliger Grunzlaute konnten die Frammersbacher so die Komplexität moderner Sprachen vermeiden. Um sich mit den Eingeborenen verständigen zu können, reicht aber in der Regel ein „ich wes ja aaach nit!“.
Religion: trotz starker Christianisierungsversuche im Mittelalter blieben die Christen stets eine Minderheit in der Marktgemeinde. Die Mehrheit der Eingeborenen verehrt Naturgeister, die laut der „Sage der Urframmersbacher“ in den Wäldern leben. Für die Geister werden bei

der Sonnwendfeier Tier- und Menschenopfer erbracht.
Brauchtum: Ende August werden die 16- bis 17-jährigen durch Initiationsrituale in die Gemeinschaft der erwachsenen Waldleute aufgenommen: Einerseits gehört der Konsum von klaren Obstbränden zu den Ritualen. Andererseits müssen sich die Jugendlichen ein ganzes Jahr in die Wälder begeben, um mit den Naturgeistern in Einklang zu leben. Dabei dürfen sie nichts materielles in den Wald mitnehmen, nicht einmal ihre Kleidung. Viele junge Frammersbacher entscheiden sich nach dem Jahr dazu, für immer im Wald zu bleiben und der Zivilisation den Rücken zu kehren.
Bloß nicht! Denken sie bloß nicht daran, mit öffentlichen Verkehrsmitteln Frammersbach verlassen zu wollen. Die Busse fahren zwar Richtung Frammersbach, verlassen die Marktgemeinde aber nie wieder.

Die kommenden Revolten und ihre Bedingungen

Den jungen Proletariern in den französischen Betonvorstädten, die uns gezeigt haben, wie man Parties beleuchtet

Teil 1. Der Iran

Die schwachsinnige Lüge vom „clash of civilzations“, welche seinerzeit von jenem Idioten in die Welt gesetzt wurde, harmoniert prächtig mit der anderen schwachsinnigen Lüge vom Ende der Geschichte. Es sind seltsame Verhältnisse, welcher dieser Lüge zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit verholfen haben, jedenfalls in den Augen einer Gesellschaftsordnung, die noch nie gewusst hat, was sie tut.

Das heutige Regime im Iran ist nicht Produkt einer anderen „Kultur“, sondern erstens Produkt einer Konterrevolution, wie jedes Regime, und zweitens der ersten Konterrevolution in globalen Ausmassen, weil sie sich gegen eine zum ersten Mal wirklich globale Revolte richtet. Das iranische Regime, und der Islamismus als historische Tatsachen, sind Teil des Gefüges der heutigen Ordnung der Dinge, und, wie wir zu zeigen hoffen, einer ihrer entscheidenden Anker.

Wir erlauben uns, vor einer eingehenderen Untersuchung, den Hinweis darauf, dass das Fortbestehen dieser Ordnung im Iran das Fortbestehen derjenigen Krise anzeigt, zu deren Bewältigung es dieser Ordnung bedurfte, und dass diese Krise nichts anderes war als die Revolte von 1978.

In der Revolte von 1978 ist die nationale Demokratie und mit ihr der linke wie der bürgerliche Anti-Imperialismus untergegangen. Die antiimperialistische Revolution hat den Aufbau einer modernen Gesellschaft zu versprechen und mehr nicht; und das heisst genau die Gesellschaft der Ware und der Hierarchie, gegen die sich der grosse globale Zyklus der Revolten seit 1968 und früher richtet.

Der Antiimperialismus, der bürgerliche wie der sozialistische, befand sich in der amusanten Klemme, die absolute Herrschaft der Fabrik durchsetzen zu wollen, aber gestützt ausgerechnet auf die Industriearbeiterschaft. Und das in einer Zeit, als in Italien gerade 10 Jahre Fabrikrevolte zu Ende gingen: 10 Jahre, in denen sich gezeigt hatte, dass die Weiterexistenz dieser Gesellschaftsordnung nur mit Gewalt gegen das Proletariat durchgesetzt werden kann, mit Intrigen und Massakern, und zuletzt damit, dass man die Hälfte davon aus den Fabriken treibt.
Nach 1978 ist mit der antiimperialistischen Linken nicht mehr zu rechnen; ihr Geschäft ist an andere übergegangen.
Ihr Erbe, der Islamismus, in Gestalt der Islamischen Republik, von 1979 ist in Dingen der Ideologie das bisher letzte Wort der Herrschaft, die bisher avancierteste Ordnung der Konterrevolution. Dass er

gestürzt werden könnte, ist ein epochaler Trost für alle Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft; und eine Revolution im Iran wäre der Anfang von einem neuen Anfang, die Sprengung des Schlusssteines auf dem Gewölbe der jetzigen Ordnung.

Man muss die Tiefe der Revolte kennen, um begreifen zu können, wie der Islamismus eine solche Tatsache werden konnte. 1968 war keine Bewegung von Studenten in Westberlin; die Studenten schrieben nur die Geschichte dazu, und auch nur das, was sie verstanden hatten. Mit 1968 ist eine Bewegung bezeichnet, die das ganze unterworfene Leben ablehnte und sich daranmachte, die Unterwerfung abzuschaffen; es zeigte sich, dass die verrücktesten Träume zum Greifen nahe lagen, sobald nach ihnen ernsthaft gegriffen wurde. Das alles ist fast vollständig in Vergessenheit geraten: das kann auch nicht anders sein. Die Konterrevolution musste nicht nur die Revolte zerstören, sondern auch noch die Erinnerung daran.

Der Islamismus ist nicht rückständig, er ist vollständig modern. Das Credo der Herrschaft: dass der Einzelne Nichts ist, spricht er aus, ohne zu zögern, und macht daraus den Inhalt seines Kultus. Er ist eigentlich nicht theologisch; er beschäftigt sich mit dem Menschen. Der Mensch muss durchgestrichen werden, auf dem Wege Gottes, des unerreichbar transzendenten; das, und das ist die unwahrscheinliche, fast geniale Pointe, das ist die Erlösung.

Die Erlösung aber bleibt ebenso unwirklich wie überwältigend nahe; man kann den Duft des Paradieses schon riechen, warum zögert ihr also, meine Brüder und Schwestern? Das säkulare Paradies der Linken, für das mit Arbeit und Unterwerfung bereits heute bezahlt werden sollte, war einer Zukunft vorbehalten; das Proletariat, im Aufstand gegen seine Herren und gegen seine Führer, dekretierte den sofortigen Eingang ins Paradies. La classe operaia va in Paradiso, stand in Italien auf Schildern zu lesen.

Der Islamismus ist die Herrschaft, die gelernt hat. Der geduldige Aufbau, die Zeit, die noch nicht reif ist, der lange Weg der Reformen, die geduldige Arbeit, die Menschen endlich zu ihrem Glück hinzuführen: diesen Unsinn wird der Herrschaft kein Mensch mehr glauben. Der Islamismus verspricht die Erlösung hier und jetzt, den sofortigen Eingang ins Paradies; das Glück, das mit diesem Versprechen einmal verbunden war, kassiert er unwiderruflich.

Auf die kollektive Entdeckung der Revolte, dass das Glück der Menschen nicht vereinbar ist mit der Herrschaft des Menschen über den Menschen, antwortet einsilbig die Herrschaft, dass deshalb der Mensch durchgestrichen werden muss im Namen der Souverainität Gottes.

Die iranische Revolution von 1978 stürzte den Shah und warf gleich zu Anfang alle Akteure auf die Bühne. Das Proletariat und seine Räteorganisationen, die shurat, machte sich daran, das Management auszusperren und die Produktion von Grund auf umzugestalten; es ging damit einen weiten Schritt über die Autonomia-Bewegung in Italien hinaus. Wie in Italien scheiterte es daran, die Macht der Räte über die besetzten Fabriken hinaus auszudehnen.

Die wirkliche Macht fiel in die Hände der komiteh, der Moscheevereine, in denen das kleine Bürgertum organisiert war. Hier enstand, unter tätiger Mithilfe der linken Kaderorganisationen, der Islamismus in der Form, wie wir ihn kennen.

Die Linken glaubten, den Islam als Bindemittel ihres Volkskampfes, wie die

maoistische Formel lautet, benutzen zu können; es stellte sich aber heraus, dass der Islamismus sich der Linken bedienen konnte, um die Revolte zu entwaffnen. Der nationale antiimperialistische Kampf fand statt als Kampf des neuen Staates gegen das revoltierende Proletariat.

In Wahrheit war die Linke schon geschlagen, als der Kampf anfing. Das Proletariat befand sich nicht unter ihrer Kontrolle. Es hatte sein eigenes Programm; aber für die Befreiung des Proletariats schien der Linken die Zeit noch nicht reif. Das aber war immer so und wird immer so sein.

Die Linke unterstützte den Imam gegen das Proletariat; sie half ihm die komiteh säubern und bewaffnen, die Fabrikräte aufzulösen, sie tat, was sie konnte, um „das Volk“ zu vereinen hinter seiner Führung. Als dem Imam die mujahedin e khalq lästig wurden, hängte er sie auf. Ihre Regierung entliess er, weil er ihren vaterländischen Krieg besser führen konnte. Die Linke war überflüssig, sie sprach für niemanden als für sich selbst; das einzige, wozu sie gut gewesen war, war, dem Imam in den Sattel zu helfen.

Der Imam hat ein abstraktes Paradies versprochen und es geschafft, dass Kinder freiwillig in iraqischen Minenfelder liefen. Dass der Staat das Selbstopfer verlangt, ist nichts neues: aber auffallen könnte es schon, dass die dargebrachte Unterwerfung eine historisch neue Höhe erreicht hat, als der Islamismus einem völlig imaginären Feind den Krieg erklärt hat. Der Iran hatte einen Krieg gegen Israel nie geführt: der Imam machte ihn zum Zentrum des offiziellen Weltbildes.

Der reale Feind ist allerdings nicht niedergeworfen; die Formierung der Nation ist bislang nicht gelungen. Das Proletariat ist heute unruhiger als vorher, und das Regime scheint sich dem Ende zu nähern. Es hat keinen neuen Gedanken, und seine alten Gedanken haben sich erschöpft. Ahmadi Nejad, der die zweite islamische Kulturrevolution ausgerufen hat, kann den Feind zu hunderten an Baukränen aufhängen und zu tausenden spurlos verschwinden lassen; aber es ist geliehene Zeit, von der er lebt. Und das Regime hat keine Option für die Regierung von morgen, ausser der Regierung von gestern.

Die Welle der Repression, die seit ein paar Monaten den Iran überrollt, ist keine autonome Handlung des Regimes; sie steigt an mit dem Ansteigen einer Flut von Streiks, von lokalen Aufständen, von Übergriffen auf Funktionäre. Das Regime reagiert nur noch; es braucht, um in die Offensive zu kommen, entweder den offenen Krieg, oder das Arrangement mit dem Westen, um die Mittel zu einer massenhaften Freisetzung von Arbeitern zu bekommen. Beides testet das Regime seit längerem; aber die USA kann sich nicht entscheiden. Weder an einem regime change noch am Weiterbestehen des Regimes hat der Westen derzeit ein Interesse. Der eine Fall hat unabsehbare Folgen; der andere die sehr absehbare Folge, dass die Pasdaran eines Tages die erste Atombombe zünden.

Das Regime in seiner blinden Flucht vor dem sicheren Verhängnis lässt den Tag näherrücken, an dem irgendjemand es aufhalten wird. Nur wer es sein wird, lässt sich noch nicht sagen. Noch ist alles offen.

von Jörg Finkenberger

Die Auslöschung Israels ist das erklärte Programm der Machthaber im Iran. Die Europäer wollen nicht so heiß essen, wie gekocht wurde und wollen die Bombe irgendwie fortreden. Die USA werden vom Iran im Irak festgehalten. Was das für Israel zu bedeuten hat? Dazu wird *Stephan Grigat* **am** *19ten November* **im** AKW! **etwas zu sagen wissen.**

Stephan Grigat ist Autor im ca ira Verlag, Mitinitiator von Cafe Critique in Wien. Er lebt zeitweise in Tel Aviv.

Vermischtes:

Friedensbündnis aufgelöst
Auf seiner Internetseite sieht man noch nichts, die befreundeten „Organisationen“ schweigen auch, nur Jürgen Wilk von den „Nachrichten & Standpunkten“ hat es ausgeplaudert: das würzburger Friedensbündnis hat sich aufgelöst. Wilk erklärt, warum die Antikriegsdemo am 1.9. ausgefallen ist, und zwar mit der „bedauerliche(n) Schwäche der Friedensbewegung in Schweinfurt (dazu kam noch die Auflösung des Friedensündnisses in Würzburg)“. Wir nehmen das einstweilen zur Kenntnis und werden zu gegebener Zeit, wie unsere Informantin sich ausdrückte, weiter Salz in die Wunder streuen.

Wirt des Monats
Das fleißige Bienchen des Monats ist definitiv Otto Langmann, Wirt auf der Silberranch bei Moos (also irgendwo dort, wo sich Nazi und Dorfdepp gut‘ Nacht sagen). Am 11.08. hatten fränkische Neonazis das Gelände angemietet, um ein Konzert, u.a. mit den Bands „Radikahl“ und „Propaganda“, zu veranstalten. Ca. 200 Nazis besuchten das Konzert. Langmann freute sich über‘s Geschäft und fand keinen Grund zur Beanstandung seiner braunen Gäste. Die Faschisten seien ganz normale Leute gewesen. „Junge Leute mit kurzen Haaren und Glatze“, wie man sie halt auch auf dem Beatabend trifft. Die Bösen waren in seinen Augen die Ordnungshüter, denn: „Die Polizei hat mir den Umsatz kaputt gemacht. [...] Sonst wären viel mehr gekommen.“ Packt die Taschentücher aus, eine Runde Mitleid für Herrn Langmann, den tüchtigen doitschen Wirt aus dem Gau.

Veranstaltungshinweis: Infoladen-Fete und Vortrag am 26.10.
Am 26.10. feiert die Infoladengruppe Würzburg eine kleine Party zur Wiedereröffnung des Ladens. Alle FreundInnen der Reanimierung von progressiv-linken Strukturen in Würzburg sind dazu herzlich eingeladen. Davor hält Jörg Kronauer, u.a. Autor für JungleWorld und Konkret, den Vortrag „Gegen Potsdam und Versailles- Die europäische Politik der Vertriebenen-Verbände". Der Vortrag beleuchtet Organisationsweise und Ideologie der Vertriebenen-Verbände, zeigt die politische Reichweite ihrer aktuellen Politik auf und stellt sie in den Zusammenhang der europaweiten Revisionsbewegung. Ab 20 Uhr in der AKW!-Kneipe. Eintritt frei, 2 € Soli erwünscht. ACHTUNG: Anders als auf dem AKW-Folder abgedruckt, findet danach NICHT die Letzter-Hieb-Fete statt.

Neues von der Arbeiterbürokratie (I)
Die Wirklichkeit, pflegt Hermann L. Gremliza zu sagen, sei eben manchmal vulgärmaterialistisch. Die Gewerkschaft der Lokführer fordert einen moderaten Aufschlag auf die Löhne, und Deutschland ist mal wieder bedroht. Ganz besonders bedroht ist, weil ganz besonders Deutschland, Norbert Hansen, Vorsitzender der Gewerkschaft Transnet im DGB, ein Schröder-Fan der ersten Stunde und auch sonst eher ein Mann der Lohnsenkung. Hansen kommentiert in einem Spiegel-Interview ganz hervorragend die Lohnforderungen der Lokführer und die Rolle der Gewerkschaften, wie er sie sieht: „Wir müssen dafür sorgen, dass es nicht zu Ungerechtigkeiten mit den anderen Beschäftigten kommt. Schließlich gibt es nur eine begrenzte Masse zu verteilen." Solidarischer Verzicht. „Und wir hoffen, dass die Belegschaft am Ende nicht gespalten ist, weil es zu Ungerechtigkeiten gekommen ist." Das sähe dann so aus: „(Unsere Mitglieder) sagen uns: Wir finden die Forderungen der GDL zwar vollkommen überzogen, aber wenn die das durchsetzen, dann dürft ihr euch auch nicht länger zurückhalten. Dann werden wir darauf hinweisen, welche Folgen höhere Forderungen für das Unternehmen und die Beschäftigungssicherheit haben würden. Aber ob unsere Mitglieder sich davon beeindrucken lassen, ist fraglich. Und sie entscheiden am Ende. Da sieht man die Gefahr, die von dem Gebaren der GDL ausgeht." Conclusio Hansen: „Wenn (die GDL) sich durchsetzt, wird das die Gewerkschaftslandschaft in Deutschland verändern." Klingt doch gar nicht so schlecht.

Neues von der Arbeiterbürokratie (II)
Auch in Frankreich soll jetzt eine neue linke Partei gegründet werden. Nicht eine mild linkssozialdemokratische wie in Deutschland, sondern eine „links von der Linken", wie ausgerechnet eine Figur der sogenannten Ligue Communiste Revolutionaire" erklärte. So stand es in der „jungen Welt", und darum ist es wahr. Diese Gruppierung will damit Leute erreichen, »die nicht in die LCR eintreten wollen, aber bereit sind, ein Stück des Weges gemeinsam mit uns zurückzulegen.« Aha, eine Vorfeldorganisation! So genau wollte man es, wiederum, gar nicht wissen. Die neue Partei soll vor allem dazu aufrufen, „in den Widerstand zu treten"; denn: „Die Zeit ist gekommen, sich selbst zu vertreten. Es ist Zeit aufzuhören, einer professionellen Politikerklasse zu vertrauen!" Diejenigen, welche in Frankreich „in den Widerstand" getreten sind, werden sich wohl zu hüten wissen vor diesem klebrigen Lockruf; eine solche Organisation streckt den Unorganisierbaren nur deswegen beide Hände entgegen, weil es sie hungert.

Der
KOSMOPROLET
Nr. I
herausgegeben von den Freundinnen und
Freunden der klassenlosen
Gesellschaft (Berlin)
Bestellung über freu.de.kla@gmx.de

www.klassenlos.tk

Inhalt:
* Editorial
* 28 Thesen zur Klassengesellschaft
* „Präsident Chavez ist ein Werkzeug Gottes“
* Die Abenteuer der Autonomie
* Warten auf die immatrielle Arbeiterbewegung

Das Ende der Illusion

Das
MAGAZIN
ist ein in zwangloser Folge erscheinendes
Periodikum, welches unter
magazin_redaktion@gmx.net kontaktiert
und bestellt werden kann.

www.magazinredaktion.tk

Ein Heft kostet drei Euro inklusive Versand;
für Wiederverkäufer wird
ein Mengenrabatt gewährt.
Das aktuelle Heft:
MAGAZIN Nr. 4
Sommer 2007

Inhalt:
* FRANZ HAHN über Technik.
* JOSEF SWOBODA u.a. Zwischenzeiten.
* KARL MARX, FRIEDRICH ENGELS über Studenten
* EMIL FUCHS. Die Zitrone.
* Totengespräch III-V.
* Amoklauf.
* Xenien.
* u.v.m.

Der Keil spielt: „Die Bienen“

Eine radikale Kritik, so muss man dass Stück „Die Bienen“ bezeichnen. Der Autor und Regisseur Homer Berndl übt mit seinem Werk eine tiefgreifende und bewegende Kritik an der Welt der Erwachsenen und am Prozess des Erwachsenwerdens.
Ja, es mag auf den ersten Blick lustig erscheinen, doch beim zweiten Hinschauen muss der Zuschauer den dialektischen Charakter des Werkes mit seiner widersprüchlichen Komponente entdeckt haben: es ist lustig und traurig sogleich.
Ich hoffe, dass sich die Beiwohner des Stückes von seinen erwachsenen Gefühlen distanzieren und einen kritischen Blick auf

das Geschehene erhaschen können. Der Höhepunkt und in meiner Meinung der Knackpunkt, der mir beim ersten sehen der Aufführung gar nicht aufgefallen ist, ist der Tod des seltsamen Forschers, denn dieser hat den Schwindel, den Abgrund des Erwachsenwerdens durchschaut. Er ist die meist leidende Person in diesem Stück, gefangen durch die Erkenntnis, dass es niemals wieder wie früher sein wird, als er noch ein kleiner Prinz gewesen ist. Nachdem die Erwachsenen ihn ermordet haben, lässt Ursula - von den Erwachsenen manipuliert - die Kindheit dahinsiegen und gibt sich dem Erwachsenwerden hin: sie will vernünftig werden und ihre Hausaufgaben machen. Es gipfelt darin, dass Ursula ihren Freund, den Bär Brummbur, mit dem sie die Bienen gesucht hat, zu Bärchenwurst verarbeiten will, denjenigen mit dem sie die Leidenschaft, die Suche nach den Bienen und ihrem Honig geteilt hatte, denjenigen, dem Ursula helfen wollte sein verlorenes Herz wieder zu finden, denjenigen, dem sie am meisten verbunden war. Wer jetzt keine Wut im Bauch hat, sollte sich Gedanken machen: vielleicht ist er erwachsen. An dieser Stelle nochmals einen großen Applaus für Regisseur und Schauspieler.
Es lässt sich nur empfehlen dieses Stück zu sehen. Im November wird es im Theaterensemble wieder aufgenommen und ich werde es mir auch ein drittes Mal gönnen.

von Schlonzo dem geachteten

Dosenbier und „Pogo Heil“

Jedes Jahr bevölkern Scharen von Punks und solche die es gerne wären eine kleine Wiese im beschaulichen Örtchen Benkenhagen. Im August war es Arthur, meinem durchgedrehten Kollegen, und mir ziemlich langweilig. Aus diesem Grund beschlossen wir als kleine Dorfpunks die große weite Welt zu bereisen, um andere Punks zu treffen. Arthur hatte auch schon das optimale Ziel unserer sommerlichen Urlaubsreise ausgesucht, das Force Attack. Bis heute bin ich ihm immer noch sehr dankbar dafür. So beschlossen wir an einem heißen Donnerstag Abend Richtung Großstadt Würzburg zu fahren, wir dachten vielleicht Treffen wir dort ein paar Gleichgesinnte die uns mitnehmen. Weit gefehlt. Am Bahnhof angekommen waren da zwar Leute die wie Punks aussahen aber irgendwie mochten die uns nicht und wir sie auch nicht. Nun, da wir keine Mitfahrgelegenheit bekommen hatten, gingen wir zum Informationsschalter der Deutschen Bahn. Dort informierte uns auch gleich eine junge kompetente Dame und machte uns ein Angebot: 140 Mark für Hin- und Rückfahrt nach Rostock. Na ja, das mussten wir erst mal überdenken also gingen wir schnurstracks Richtung Kupsch und kauften uns eine Palette Hansa, setzten uns auf die Wiese vor dem Bahnhof und tranken erst mal Bier. Nach gut einer Stunde hatte jeder von uns schon ziemlich viel intus, so dass wir noch einmal zu dem Informationsschalter gewankt sind. „Ein mal nach Rostock hin und zurück“, nuschelte Arthur und zückte seine Bankkarte. Von dem Alkohol wie benebelt tat ich ihm nach und so hatten wir plötzlich zwei Tickets nach Rostock in der Hand. Auf der ICE fahrt Richtung Hamburg tranken wir die restlichen Bier, pöbelten vermeintliche „Bonzen“ an und schliefen ein bisschen. In Hamburg-Harburg angekommen realisierten wir, dass an diesem Tag kein weiterer Zug nach Rostock fährt, da es schon ein Uhr Nachts war. Also was tun: was Punks halt so machen, dachten wir, auf den Boden im Bahnhof hocken und versuchen zu pennen. Doch Pech gehabt, der saubere Bahnhof in Hamburg-Harburg ist dafür recht schlecht geeignet. Wir saßen keine Zehn

Minuten da kam auch schon jemand vom Sicherheitsdienst und schmiss uns hochkant hinaus. Wir haben uns dann in eine Bushalte gehockt und dort versucht zu pennen. Das funktionierte zu unserem Pech aber auch nicht, da wir ständig von irgendwelchen Junkies an geschnorrt wurden. Ich kam dann auf die glorreiche Idee mal in der Bahnhofsmission nachzufragen. An der Bahnhofsmission angekommen hörten wir schon mächtig Lärm von drinnen. Eine ganze russische Schulklasse hatte hier um Unterschlupf gebeten. Für zwei Dorfpunks wie uns war gerade noch Platz. So setzten wir uns erst einmal hin und spielten die komplette Spielessammlung der Mission durch. Ich war irgendwann viel zu müde und versuchte auf dem harten Fliesenboden ein bisschen zu schlafen, schließlich fuhr unser Zug nach Rostock in zwei Stunden, um 6.00 Uhr. Arthur spielte die ganze Nacht durch. Morgens kamen wir im Bahnhof in Rostock an und waren froh, dass wir die Nacht in Hamburg verbracht hatten. Ein runter gekommenes Bahnhofsgebäude mit zwielichtigen Gestalten und Hakenkreuz Schmierereien an den Wänden: Kühe, Schweine, Ostdeutschland. Nur wie sollten wir jetzt auf das Festivalgelände in das 6 Kilometer entfernte Benkenhagen kommen? Zum Glück hatte der Veranstalter an die Chaoten gedacht und einen Shuttelservice eingerichtet, welcher uns zum Festival Gelände eskortierte. Alle anderen Autos wurden rigide untersucht, schließlich war am nächsten Tag ein Naziaufmarsch in Rostock angekündigt. Das Festival Gelände befand sich auf einer Wiese irgendwo in der Pampa, 3 Kilometer vom nächsten Supermarkt entfernt. Arthur und ich suchten uns erst einmal ein Plätzchen zum Zelten schließlich hatten wir noch fast freie Auswahl da wir unter den Ersten waren. Tja nur scheiße das wir kein Zelt dabei hatten. Das hatten wir irgendwie vergessen. Also was tun? Zum Glück waren wir Dorfpunks und sind im und am Wald mit Hüttenbauen groß geworden. Also haben wir uns irgendwo ein Beil geschnorrt und sind in den nahe gelegnen Wald. Dort haben wir den halben Tag Bäume gefällt und gestutzt. Mit Hilfe von Schnüren und Ästen welche von Blättern nur so strotzen haben wir uns dann eine kleine Hütte gebaut. Nach den Bauarbeiten hatten wir mächtig Hunger. Das Essen auf dem Festivalgelände war uns zu teuer, so machten wir uns auf einen langen Fußmarsch Richtung Pennymarkt. Dieser war leicht zu finden, da wir anscheinend nicht die Einzigen waren die Hunger hatten. Hunderte Punks befanden sich auf dem Weg dorthin. So war dann auch der Penny mit Punks bis oben hin voll gestopft. Der sicherheitsbewusste Ladenbesitzer hatte für das Großevent gesorgt, sodass vier riesige Gorillas einer Sicherheitsfirma aufpassten, damit ja keiner klaut. Einkaufen im Penny und danach den vollen Einkaufswagen mitgehen lassen, muss ein jeder Punker mindestens einmal im Leben gemacht haben, dachten wir uns und taten dies auch. An unserer Hütte angekommen merkten wir, dass so ein Einkaufswagen eigentlich ganz praktisch ist, um ihn als Grillrost zu nutzen. Unter dem Wagen machten wir ein großes Feuer und legten unser Grillgut auf das Wagengitter. Das gab super Würscht. Danach tranken wir ganz viel Bier und schauten uns einige Bands an. Außer an Steaknife, Muff Potter, Popperklopper und Rasta Knast kann ich mich an nichts mehr erinnern. Schuld ist wohl der viele Alkohol, den ich getrunken habe und wohl auch der ein oder andere Joint. Samstags morgens sind wir dann mit einer ganzen Horde Punker in einem Zug nach Rostock gefahren um gegen den Naziaufmarsch zu demonstrieren. Dass das nichts werden konnte, war bei der Abfahrt des Zuges eigentlich schon absehbar gewesen, bei den Massen an Alkohol, die flossen, und den vielen Idioten im Zug. Arthur und ich tranken aber keinen einzigen

Schluck, schließlich haben wir in unserer noch sehr kleinen politischen Karriere gelernt, dass auf Demos nichts getrunken wird. Am Bahnhof in Rostock angekommen wurden wir auch schon von ein paar Faschos am Bahnsteig gegrüßt. Die uns eng bekleidenden Damen und Herren der Polizei bildeten einen Kessel um uns und führten uns aus dem Bahnhof heraus. Da saßen wir dann ca. vier Stunden in einem Kessel. Die meisten tranken einfach weiter und sangen irgendwelche bescheuerten Lieder. Irgendwann sind wir dann 200 Meter weit gelaufen, kurzes Gerangel mit der Polizei und dann „Hier marschiert der asoziale Widerstand“ skandierend zurück zum Bahnhof. Das fand ich ziemlich gruselig. Am Bahnhof wurden dann alle –300-400 Punks in einen Zug verfrachtet und zurück nach Benkenhagen zum Bahnhof gefahren. Ca. 1 Kilometer vor Benkenhagen kam dann irgendein Vollidiot auf die glorreiche Idee die Notbremse zu ziehen, sodass wir den restlichen Weg zurück zum Bahnhof laufen mussten. Am Festivalgelände angekommen betranken wir uns maßlos und gingen wieder ein paar Bands anschauen. Die einzigste Band an die ich mich an diesem Abend erinnern kann waren Molotow Soda. Da gab es nämlich wieder die berühmten fünf Liter Benzinkanister Molotow Soda, ein Eierlikör Mischgetränk, wovon Arthur und ich einen ergattern konnten. Den leerten wir dann auch recht schnell. Im Suff verloren wir uns und begegneten uns erst mitten in der Nacht wieder, wobei keiner mehr wusste was er in dieser Zeit gemacht hatte. Ich will es ehrlich gesagt auch gar nicht wissen. Es fing an zu regnen und wir wurden pitschnass in unserer Hütte. Also haben wir uns bei irgendwelchen Punks unter die Plane gelegt. Morgens war mein Schlafsack verschwunden. Irgendein asozialer scheiß Punk hatte ihn sich geklaut und ich war richtig wütend. Im Laufe des Tages fand ich den Schlafsack in einem verlassen Zelt, stahl in zurück und hinterließ eine Duftmarke im Zelt. Wie immer wurde an diesem Tag sehr viel getrunken. Gegen Abend hörten wir dann Gegröle und Geschrei kurz vor dem Eingangsbereich der Hauptbühne: Ein großer Auflauf war da. Plötzlich teilte sich die Menge in zwei Hälften und stürmte mit leeren Bierdosen bewaffnet aufeinander los. Arthur und ich machten natürlich sofort mit, weil wir dachten endlich sei die Revolution ausgebrochen. Also Bierdosen, ab in die Menge und feuern was das Zeug hält. Für mich war die Revolution spätesten vorbei als ich ein 5 Liter Fass gegen den Kopf bekam und danach eine schmerzende Beule hatte. So beschränkte ich mich aufs zuschauen. Das ging noch ewig hin und her bis einer plötzlich schrie: „Auf die Securities, auf die Securities!!!“. Die Meute folgte ihrem Führer und stürmte die Absperrung. Diese wurde bis vor die Bühne gerollt und dort triumphierend drauf getanzt. Später in der Nacht ging es weiter mit Dixies umkippen und anzünden und all dem Spaß der zu einem Punkfestival dieser Größe vermeintlich gehört. Dabei fielen ich und Arthur in einen Haufen Scheiße. Einige Zelte haben auch gebrannt, unsere Hütte hat überlebt. Leider konnten wir aber nicht mehr darin nächtigen, da zu viele Hunde im Laufe des Festivals an unsere Behausung gepisst hatten. Von Sonntag weiß ich nichts mehr, schuld ist der Alkohol. Ja, das war noch eine Zeit, mit 17. Im Sommer 2001. Ich war nie mehr auf dem Force Attack und habe auch nicht vor noch einmal dort hin zu fahren. Chefredakteur Schlonzo der Geachtete war übrigens dieses Jahr zum ersten Mal dort. Vielleicht erzählt er in der nächsten Ausgabe, wie es war. In diesem Sinne: Up the punx!

von Asok

Anmerkungen der Redaktion:
Der befand sich während dem Verfassen des Artikels im stark alkoholisierten Zustand.

Horoskop

Fische Kaufen sie sich. Es kostet nicht die Welt und ihre Freunde haben auch etwas davon. Wenn es schief läuft: Verkaufen!

Giftwiesel Heiraten Sie Ihren Trauzeugen. Aber wer ist denn dann Ihr Trauzeuge? Sie sollten ihn doch Heiraten!

Jungfrau Geben Sie heute Ihre Bestellung an das Kultpersonal nur per Telefon (0931-53143) durch.

Krebs Sie passen unheimlich gut zu Skorpionen. Also dener Tiere meinen wir.

Löwe Nehmen Sie das Kaffeepulver von heute morgen und pflanzen Sie im Garten einen Kaffeebaum. Es wird der Baum Ihres Lebens und er wird Sie beschützen.

Schütze Essen Sie mehr Mezzopizza. Das hat F. aus W. im D. befohlen.

Skorpion Kontrollieren Sie ob Sie eines der folgenden Sternkreiszeichen besitzen: Stier, Fische, Löwe/Löwin, Krebs, Schwein, Waage, Schütze, Jungfrau, Wassermann, Steinbock, Zwilling, Widder. Sie haben Glück gehabt!

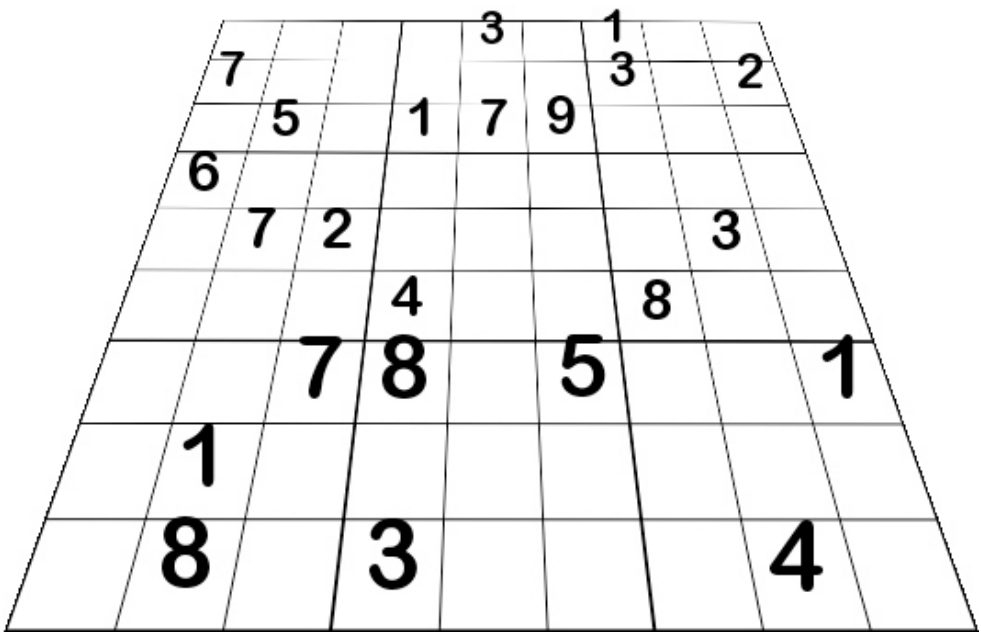
Steinbock Schlafen sie heute noch, ohne dass ihr Partner / ihre Partnerin etwas bemerkt, mit einer Löwin / einem Löwen. Falls es auffliegt heiraten sie umgehend ihren Hund / ihre Katze.

Stier Gestern haben Sie unbemerkt ein Meerschweinchen überfahren. Aber: Es lebt noch. Nein, halt. Jetzt ist es doch tot.

Waage Der Mitredakteur Schlonzo der Geachete hat Sie neulich an der Wurstttheke im Aldi gesehen und will ihnen auf diesem Weg sagen: Ich liebe dich!

Wassermann Unter Ihrem Bett befindet sich ein Wassermann. Stellen Sie umgebend ihr Bett an die Wand links von Ihnen. Oder ziehen Sie einen Wünschelrutengänger zu Rate.

Widder Reißen Sie Seite 112 aus dem 7. Buch ihres Bücherregals (ganz oben) heraus.

Zwilling Schnaps ist keine Lösung. Je öfter Sie das denken, desto öfter sollten Sie solchen zu sich nehmen.

3D-Sudoku